

Albrecht Weber

Sprachkrise und Literatur

Die Sprachkritik im 20. Jahrhundert und ihre Wirkungen
in der deutschen Literatur

Die Sprachkrise, mit der unser Jahrhundert anhub und in der es fortfuhr, wird gewöhnlich an *Hugo von Hofmannsthal's Chandos-Brief* (1901–1902, erstmals veröffentlicht 1902 in einer Zeitung) aufgezeigt. Er bezeugt eine Produktionskrise des 25jährigen, eine Pause oder einen Stau der Produktion ähnlich wie beim etwa gleichaltrigen Rilke nach dem „Stundenbuch“, dem „Cornet“ und dem „Buch der Bilder“. Vergleicht man die Krisen mit der sogenannten Kant-Krise Kleists, so scheint jene frühere (um 1800) als eine solche des Denkens, die hundert Jahre spätere jedoch als eine der Sprache selbst, also radikaler. Aber Kleist hatte die Krise wohl radikaler ausgetragen, unbedingter, explosiver. Rilke pilgerte nach Rußland, zu Tolstoi, diente dann Rodin, über den er ein Buch schrieb, in Paris/Meudon als Sekretär, blieb also an der Sprache; Hofmannsthal legte den Zerfall der Sprache als Zerfall der Wirklichkeit wie anders als in Sprache dar, einem Stück bedeutender essayistischer Prosa, nicht unmittelbar als Bekenntnis, sondern distanziert unter der Maske eines Lord Chandos, der an Bacon schreibt, distanziert ins Jahr 1603, allerdings ohne Sprache und Stil frühbarock zu verfremden.

Sollte dieses Dokument der Sprachkrise mehr sein als Symptom einer Entwicklungsstufe, einer Skepsis gegen allzu glatte, elegante, frühreife Sprachverfugung – man könnte das auch auf Rilke anwenden –, für welches Mehr wäre es dann Symptom? Wie weit darf und wie weit muß die bezeugte Sprachkrise verallgemeinert werden? Handelte es sich um die an Sprache sichtbar werdende Krise einzelner sprachsensibler Personen, einer Gruppe, Klasse oder Schicht (etwa des Adels in seinen Salons oder von Literaten in ihren Cafés), einer Region oder Sprachlandschaft (etwa Wiens oder der habsburgischen Donaumonarchie) oder einer Nation, gar einer Kultur?

Das *Auslaufen einer Epoche*, wie man heute zu erkennen glaubt, schienen damals die sensibelsten Sensorien zu spüren. Eine Sprach- und Literaturepoche lief aus, die man als Goethezeit beschrieb, d. h. in der Zeit Goethes zentrierte. Vollgefühl des Sieges 1870/71 über Frankreich – immer Verführung zur Überheblichkeit –, Stolz auf das neugegründete deutsche Kaiserreich, stürmische Industrialisierung, Technisierung z. B. der Verkehrswege durch Eisenbahn, Ex-

porterfolge besonders gegen englische Konkurrenz auf dem Weltmarkt, Imperialismus und, wenn auch in kleinerem Maß, Kolonialismus, gestützt auf Militärmacht, personifiziert in Kaiser Wilhelm II., kurz: Expansion, nach außen gerichtet, das alles führte zu einer Art blindem *Optimismus*.

Zugleich hob, auch unter dem Einfluß des ambivalenten Philosophierens Nietzsches, seines Willens zur Macht, die er durch sprachliche Macht jenseits von Logik schuf, eine emanzipative Dynamik an, im Protest des Naturalismus mit seiner sozialen Thematik, der Jugendbewegung, der Frauenbewegung, literaturwissenschaftlich in der Wiederentdeckung Hölderlins, Büchners, auch Kleists. In derselben Zeit kam das Automobil auf, gelangen die ersten Flugexperimente, wurde Physik durch Planck und Einstein elementarisiert, ihre klassischen Gesetze relativiert. Und gleichzeitig schlug sich *Kulturpessimismus* in Oswald Spenglers „Der Untergang des Abendlandes“ nieder, dessen erster Band 1914 abgeschlossen war, aber erst 1918 erschien; Spengler sagte eine Zeit der Caesaren vorher, der Fellachentum folge.

Skepsis schien in der *Habsburger Monarchie* viel stärker verbreitet, schon der anderen historischen Lage wegen. Politische Reformen waren 1848/49 gescheitert, die Niederlagen des Vielvölkerstaats gegen den italienischen und deutschen Nationalismus (1859, 1866) hinterließen mühsam gekittete Risse, die noch feudal strukturierte Gesellschaftsordnung war überholt angesichts einer, wenn auch langsameren und punktuelleren, Industrialisierung. In der langen Regierungszeit Kaiser Franz Josephs (1848–1916), der guten alten Zeit der Monarchie, stagnierte der Staat, obrigkeitlich in einem ärarischen Deutsch verwaltet. Karl Kraus kritisierte schärfstens den alten Kaiser in einem Gedicht von 1920¹.

Wenn auch seine polemische Rhetorik der historischen Figur nicht gerecht wird, so bleibt doch das Versagen der adligen Oberschicht festzuhalten, des Hochadels, wie Hugo von Hofmannsthal am 24. August 1913 an seinen Freund Leopold von Andrian schrieb, „ohne jede Idee, ja ohne Tendenz über den morgigen, ja den heutigen Tag hinaus“². Aktivität wurde ins Gesellschaftlich-Private verdrängt, durch Konvention gelähmt. Unter glanzvoller Oberfläche staute sich so viel verdrängte Natur, daß Sigmund Freuds Psychoanalyse gerade im Wien der Jahrhundertwende notwendig wurde.

Man hatte sich auf Konversation als Lebensstil eingerichtet. Dabei verfeinerte sich der Sprachnerv für Zwischen- und Untertöne, für Ungesagtes, während schon die Tatsache der Vielsprachigkeit einer von elf Nationen oder Völkern bewohnten Monarchie einen Sprachrelativismus nahelegte, zwar nicht der bald sprachnationalistischen Mittelschichten, wohl aber jener internationalen Oberschicht, die kulturell französisch oder italienisch orientiert war, philosophisch eher englischem Pragmatismus als deutschem Idealismus zuneigte. So gab Alt-Österreich den Boden der Sprachkrise und Sprachkritik ab wie der Psychoanalyse.

Philosophische Sprachkritik als Reflexion der Sprachkrise

Eigenartigerweise erschien 1901/02, zu genau derselben Zeit wie Hofmannsthals Chandos-Brief, *Fritz Mauthners* (1849–1923) – geboren in Horschitz (NW-Böhmen), Studium in Prag, Schriftsteller und Redakteur – dreibändiges Werk „Beiträge zu einer Kritik der Sprache“ (1923 dritte Auflage). Mauthner beschreibt darin über mehrere Seiten seinen tschechisch-deutschböhmisch (Pragerdeutsch) grundgelegten, jiddisch, ostpreußisch und berlinerisch beeinflussten Idiolekt, Zeichen hohen Sprachbewußtseins. In der Nachfolge Gustav Gerbers („Die Sprache und das Erkennen“, 1884) wollte Mauthner die von Kant in seinen drei „Kritiken“ nicht geleistete Kritik der Sprache als der fundamentalsten Kritik leisten. Antimetaphysisch griff er nicht auf Kant und Hegel, sondern auf David Hume, John Locke, John Stuart Mill, auf englischen Pragmatismus zurück, wie später Wittgenstein auf Russell, Moore u. a. Mauthner beschrieb leidenschaftlich die Sprachlosigkeit seiner Zeit wie die Untauglichkeit der Sprache zu Welterkenntnis (I, 216), obwohl der Mensch keine andere Vernunft als seine Sprache habe; Sprachkritik führe unerbittlich zum Nichtwissen (XIV; III, 641). Sprache, Ethik, Erkenntnis sind für ihn grundsätzlich soziale Phänomene:

„Die Sprache ist aber kein Gegenstand des Gebrauchs, auch kein Werkzeug, sie ist überhaupt kein Gegenstand, sie ist gar nichts anderes als ihr Gebrauch. Sprache ist Sprachgebrauch. Da ist doch kein Wunder mehr, wenn der Gebrauch mit dem Gebrauche sich steigert“ (I, 24). „Sprache stirbt ohne Gebrauch“ (I, 25). „Weil Sprache immer etwas zwischen den Menschen ist, sozial ist, so kann sie wieder bei einem Einzigem nicht sein“ (I, 29). „Das Individuum ... kann gar keine Ethik haben. Ethik ist eine soziale Erscheinung. Ethik ist wie die Sprache nur etwas zwischen den Menschen“ (I, 30). „Weil die Sprache zwischen den Menschen eine soziale Macht ist, darum übt sie eine Macht aus auch über die Gedanken des einzelnen“ (I, 42). „Sprache (ist) eine in Lautzeichen niedergelegte, schematische Gesamtbeschreibung ... so real wie eine Zeichnung, wie ein Zeichen“ (I, 48). „Wie die Reichen und die Armen einander nicht verstehen, so auch nicht die Herren reicher und armer Worte“ (I, 51). „Schwer ist es, schweigen zu lernen“ (I, 83).

Die aus dem Kontext gelösten, aphoristisch dargebotenen Thesen erweisen immerhin, daß über die Hofmannsthalsche Sprachklage, die wohl von Maeterlinck, dessen Spielen mit dem Schweigen Mauthner durchschaute, beeinflusst war, hinausgedacht und Sprache als sozial-kommunikatives Zeichensystem erkannt ist, das als Gebrauch bestimmt wird. Man muß Mauthner unter die Väter von Semiotik, Pragma- und Soziolinguistik und Kommunikationstheorie zählen, jedenfalls unter deren Großväter.

Bedenkt man, daß Ferdinand de Saussure seine Zeichentheorie zwischen 1906 und 1911 entwickelte und in Genf vortrug, die erst 1916 als Buch posthum erschien, 1931 erstmalig (²1967) in deutscher Übersetzung, dann erstaunen doch Mauthners Gedanken, die nie als Mauthners Gedanken rezipiert wurden, während de Saussure seit der Jahrhundertmitte grundlegend wirksam wurde.

Ludwig Wittgenstein (1889–1951) kannte Mauthners Werk, wie eine Unterthese im „Tractatus logico-philosophicus“ belegt, den er 1918 abgeschlossen aus vier Weltkriegsjahren zurückbrachte, der aber erst 1921 erschien; sie lautet: „Alle Philosophie ist ‚Sprachkritik‘. (Allerdings nicht im Sinne Mauthners.)“³ Gedanken Mauthners erscheinen bei Wittgenstein, in dem Sprache als Abbild von Wirklichkeit postulierenden „Tractatus“, in dessen Vorwort es heißt:

„Man könnte den ganzen Sinn des Buches etwa in die Worte fassen: Was sich überhaupt sagen läßt, läßt sich klar sagen; wovon man nicht reden kann, darüber muß man schweigen . . . Die Grenze wird also nur in der Sprache gezogen werden können, und was jenseits der Grenze liegt, wird einfach Unsinn sein.“⁴

„Die Gegenstände kann ich nur nennen. Zeichen vertreten sie. Ich kann nur von ihnen sprechen, sie aussprechen kann ich nicht. Ein Satz kann nur sagen, wie ein Ding ist, nicht was es ist“ (3.221). „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“ (5, 6). – Die berühmte Schlußthese: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen“ (7).

Wittgensteins „Philosophische Untersuchungen“ (Mitte der 30er Jahre bis 1945 in England entstanden) hoben gegenüber dem „Tractatus“ die Theorie von der Sprache als Spiel hervor: „Ich werde das Ganze: der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist, das ‚Sprachspiel‘ nennen.“⁵ Wittgensteins Formel: „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“⁶, nimmt Mauthners These auf, der sie allerdings schärfer, radikaler formuliert hatte: daß Sprache insgesamt Gebrauch sei.

Die These vom Schweigen im „Tractatus“ könnte, außer von Mauthners bzw. Maeterlincks Gedanken, auch von Karl Kraus (1874–1936) angeregt sein, dem leidenschaftlichen, scharfen Sprachkritiker, von dessen Wirkung ein umfangreiches Werk einschließlich seiner Eigen-Zeitschrift „Die Fackel“ zeugt. Auch er wie Wittgenstein und Mauthner jüdischer Herkunft, wie Mauthner in Böhmen geboren, aber in Wien aufgewachsen. Er hielt in Wien Vorträge und Rezitationen, von deren bannender Kraft Elias Canetti berichtet. Kraus, ein Kriegsgegner, hatte im Spätherbst 1914 über „diese große Zeit“ gesprochen und geendet: Wer noch etwas zu sagen habe, trete hervor und schweige. (Erschienen in der „Fackel“ Frühjahr 1915.) Kraus sammelte dann authentische Zeitungsberichte, die er zum Drama „Die letzten Tage der Menschheit“ montierte: Zeitkritik anhand der Kritik der Sprache dieser Zeit. Wittgenstein verkehrte 1915 in Olmütz, wo er vorübergehend militärisch stationiert war, im Hause Engelmann, wo man „Die Fackel“ las und Material für Kraus sammelte⁷. So ist möglicherweise ein aktueller Anlaß für die weittragende Schweigen-Formel anzunehmen.

Der von Moritz Schlick wesentlich initiierte neopositivistische „Wiener Kreis“, dem u. a. Waismann, Feigl, Zilsel, Carnap, Kraft, Kaufmann, Hahn zuzuzählen sind, setzte sich, von Wittgenstein beeinflusst, vor allem intensiv mit der logischen Sprachanalyse auseinander. Er bestand nach 1922 bis etwa 1936/38 und wirkte in seinen Vertretern besonders auf die angloamerikanische Philo-

sophie. Victor Kraft faßte 1950 die Philosophie des Wiener Kreises zusammen⁸; seine Schülerin war Ingeborg Bachmann, die 1949 in Wien mit der Arbeit „Die kritische Aufnahme der Existentialphilosophie Martin Heideggers“ promovierte; sie referierte die Rezeption Heideggers von den verschiedenen philosophischen Richtungen und zitierte am Ende die These Wittgensteins vom Schweigen.

Wirkung der Sprachkrise in der Literatur

Philosophische oder, wie bei Karl Kraus, literarische Sprachkritik bezeugt ein durch Reflexion wachsendes und sich schärfendes Bewußtsein von der Differenz zwischen Sprache und Realität, von der Unmöglichkeit, Wirklichkeit durch Sprache zu fassen, von der Verstellung der Welt durch Sprache als Konvention, von der Sprache als verhüllender Schicht, von der Entwertung durch achtlosen, inflationären Sprachverbrauch. Sprachkrise erweist sich als Krise des Bewußtseins von der Wirklichkeit, des Vertrauens, ihrer durch Sprache teilhaft zu werden. Sprache als Zeichen bezeichnet nur Beziehungen, sagt nichts von den Dingen selbst. Wirklichkeit wird eines der großen Themen der Literatur des Jahrhunderts, bis heute.

1. Sprachkrise im Hervorbringen von Literatur

Konversation als nichtssagendes, konventionelles Gerede wird im Konversationsstück *Arthur Schnitzlers* so dargestellt wie bloßgestellt, Sprache als Mantel um Verdrängungen, als Spielerei vor erotischen Gründen entlarvt. Der Einakter „Stunde des Erkennens“ aus Schnitzlers Zyklus „Komödie der Worte“ schließt mit: „Worte lügen“⁹. Für *Hofmannsthal* ist Sprache Komödie geworden; sie muß zum Eigentlichen geöffnet werden: „Gott im Himmel, warum hast du Menschen, wie diese zwei sind, etwas in den Mund gelegt wie die Sprache? Sprache sollte sein, wo Liebe ist, nirgends anders“, heißt es in „*Silvia im Stern*“ (1907)¹⁰. Sprache wäre nur da sinnvoll, wo tiefes Verstehen waltet. In der Zusammenarbeit mit Richard Strauß wandte sich Hofmannsthal dem umfassenderen theatralischen Kunstwerk zu, das Sprache, Musik, Tanz und Bild vereinigt, Sprache aufsaugt und zugleich als Szene trägt, unter dem Begriff „Komödie“; erinnert sei an den „*Rosenkavalier*“ (1910) und an „*Arabella*“ (1927). „*Der Schwierige*“, Carl Graf Bühl, der, 1917, von „draußen“ kommt, ist so verletzt von der schier unwirklichen, konventionellen Konversation des Wiener Salons wie er fast unfähig scheint, weil er um den Verlust von Form und Charme weiß, diese zu durchbrechen; Helene Altenwyls Offenheit hilft ihm schließlich dazu. Auch „*Der Unbestechliche*“ (1923) öffnet überlegen verschleierte, unehrliche Konventionen, auch der Sprache.

Rainer Maria Rilke (1875–1927) verstummte für Jahre. Er wandte sich, wovon er schon im „Stundenbuch“ sprach, den Dingen zu, nunmehr aber konkreter, greifbarer. Die „Neuen Gedichte“ (1907) sind, wie man sagt, Ding-Gedichte, die das Wesen eines Dinges – Panther, Flamingo, Papageien, Hortensie, Brunnen usw. – sprachlich zu spiegeln oder zu nennen versuchen. Immer wieder wird die Frage nach dem Wirklichen Rilkes Thema, im „Malte Laurids Brigge“ (1910), nach erneutem Stau in den „Duineser Elegien“. In der achten Elegie benennt eine Stelle die Ohnmacht menschlichen Ordnnens:

„Und wir: Zuschauer, immer, überall,
dem allen zugewandt und nie hinaus!
Uns überfüllts. Wir ordnens. Es zerfällt.
Wir ordnens wieder und zerfallen selbst.“

Rilke wurde bis an die Grenze getrieben, wo Form sich aufzulösen begann oder, außen aufrecht, nach innen einbrach. Einem Georg Trakl (1887–1914) zerbrach sie schließlich, löste sich zu freien Rhythmen. Der Versuch, Unsägliches zu sagen, wird Schrei oder Stammeln, und Schweigen.

„Gottes Schweigen
Trank ich aus dem Brunnen des Hains“ (De profundis).
„Schweigsam über der Schädelstätte öffnen sich
Gottes goldene Augen“ (Psalm).
„Immer tönt
An schwarzen Mauern Gottes einsamer Wind“ (Elis).
„So sprachlos folgt
Der Heimatlose
Mit dunkler Stirne dem Wind“ (Abendland).

Sprache, die kein Du mehr erreicht, die nicht mehr ankommt, wird Franz Kafkas (1883–1924) Schicksal, im „Schloß“ oder „Prozeß“, in der „Verwandlung“ oder im „Urteil“, persönlich im „Brief an den Vater“, der nie abgeschickt wurde. Das Vertrauen auf die Sprache als adäquaten Träger menschlicher Nachricht scheint verloren, Mitteilung sinnlos, weil sie nicht verstanden werden kann, das Leiden daran unendlich.

Besonders an Trakl und Kafka wurde die Sprachkrise existentiell sichtbar. Die bergende Hülle, die einbettende Konvention, die gemeinsame Situation, die auch unzulängliches Sagen verstehbar macht, die Atmosphäre des Menschlichen, Mitmenschlichen, wohl auch Allzu-Menschlichen, ist dahin: Ausgesetzte.

2. Rückwendungen

Blickt man demgegenüber auf die große Zahl derer, deren Vertrauen auf die Sprache und ihre *ordnende Kraft* fortbesteht, so Jünger, Carossa, Canetti, Britting, Mann, Zweig, um nur einige zu nennen, möchte man doch von Sprachkrisen einzelner reden. Heimito von Doderer stellte in den „Dämonen“ sogar

die Sprache – in Form des Umgangs mit Latein – als klassenüberwindende Kraft dar, die den Arbeiter Leonhard Kakabsa die Dialektschranken überschreiten und sozial aufsteigen läßt. Sprache wurde – angesichts der offenbaren Krisen – bewußt um so fester gefügt, denken wir an George, Benn oder Weinheber – zu bewußt und gewollt.

Der Rückgriff geschah vor allem in der Wende zu *unteren Sprachschichten*, die Sprachskepsis und Sprachzweifel nicht kennen und wo ein ungebrochenes, naives, unreflektiertes Verhältnis zur Sprache herrscht, zu *Dialekten* und *Soziolekten* als scheinbar natürlicheren, ursprünglicheren Sprachen. Man glaubt dort direkt zu sprechen, zu sagen, wie ist (wirklich) ist.

Gorch Fock schrieb Plattdeutsch, Ludwig Thoma oder Karl Valentin vielfach in Bayerisch; Carl Zuckmayer, in der Nachfolge Gerhart Hauptmanns, der Schlesisch auf die Bühnen gebracht hatte, brachte Rheinfränkisch (um Mainz) erfolgreich auf die Bühne („Der fröhliche Weinberg“, 1925; „Schinderhannes“, 1927; „Katharina Knie“, 1928), wie vor ihm Niebergall in seinem „Datterich“, den Zuckmayer durchaus kannte. Josef Weinheber und Ernst Jandl schrieben auch Wiener Dialektgedichte.

Bert Brecht dagegen griff auf den unteren Soziolekt zurück, auf die Sprache des Arbeiters, die er nicht sprach und darum stilisierte. Er suchte die noch feste, gesunde Sprache in der sozialen Unterschicht, beim frühen Brecht durchaus noch augsburgisch gefärbt, nicht im Dialekt, der vielleicht, wo er noch lebt, schichtübergreifend wirkt, zudem regional begrenzt ist. Literatur im Gefolge Brechts wäre hier zu nennen, die Arbeitersprache der „Bottropper Protokolle“ u. a. Daher gehört ebenso der Rückgriff auf die Landsersprache in Kriegsromanen oder Kriegsstücken.

Das inhaltliche *Engagement*, welcher Art auch, schließt das Bewußtsein von Sprachkrise aus oder verdrängt es als nebensächlich oder störend. Der Stoff und seine Mitteilung dominieren, die Sprache, als Material, als Medium der Mitteilung, und ihre Form werden nicht beachtet, ja bewußt negiert. Die Sprache soll nicht Selbstzweck oder Eigenwert sein, sondern dienen. (Das zeigt sich auch am patriotischen Österreichertum Hofmannsthals, besonders 1914–1918.)

Das gilt für Werbetexte aller Arten, für Politolekte, wenn ich so formulieren darf, d. h. für Partei- oder Ideologie-Sprachen, für politische Dichtung allgemein, am krassesten in Beispielen wie in der Hymnik auf den Führer oder in Gedichten Bechers oder Brechts auf Stalin. Wo Überzeugung, Zustimmung und Einstimmung dargebracht werden sollen, wiegt „richtige“ Gesinnung schwerer als das richtige Wort; Skrupel an der Sprachfindung hemmen dagegen strömenden Enthusiasmus. Das könnte man auch auf religiöse Literatur ausdehnen, in der allerdings der Aufblick zu Gott auch immer wieder zweifeln macht, ob das Wort dem Unaussprechlichen angemessen sei.

Wo Stoff vorherrscht, allgemein gesprochen, Stoffkumulation und Stoffkon-

sum, d. h. im Bereich der Unterhaltungs- und vor allem der Trivallliteratur, scheint das Vertrauen auf die Sprache unerschüttert, sei es bei Karl May oder Johannes Mario Simmel, oder anders ausgedrückt: ihre Problematik tritt nicht ins Blickfeld. Ähnliches gilt, wo es regionale oder soziale Gruppensprachen gibt, denen man vertraut, im Heimatroman oder im Volksstück, bei Ganghofer oder Rosegger. Auch leiden weder Song noch Schlager auch nur an einem Hauch von Sprachkrise.

3. Sprache als Thema

Wo jedoch naives Sprachverständnis erschüttert ist, wo man bewußt, prüfend und skeptisch auch mit dem Material umgeht, um das Angemessene, Genaue, Unverwechselbare des mitzuteilenden Gemeinten herauszuarbeiten, wird bald das Ungenügen erfahren. Reflexion auf Sprache erschüttert Sprachgewißheit. Mit solchem Bewußtsein trotzdem zu schreiben, fordert endlich die hohen Leistungen der Literatur heraus. Dabei thematisiert sich notwendig die Sprache immer wieder.

Nicht die Ironie wie bei Thomas Mann, die auch Sprache distanziert, thematisiert Sprache unmittelbar, wie auch die Selbstkritik Hermann Hesses etwa im „Glasperlenspiel“, dem Bildungsspiel, das auch Sprachspiel ist, zuletzt als ungenügend durchbrochen wird. Oder es wird der moderne Roman, wie in Siegfried Lenz' „Deutschstunde“, als Sprachentwurf erzählt, der auch anders entworfen sein könnte, Korrekturen durch den Autor erfährt und solche durch den Rezipienten provoziert. Sprachsensibilität als Folge des Krisenbewußtseins ist soweit eingegangen, daß erzählte Welt als entworfene, als durch Sprache gesetzte, als Modell aus Zeichen verstanden wird, nicht als die Wirklichkeit selbst.

Der Autor entscheidet, *wie* er dieses Bewußtsein in und mit seinem Werk austrägt. *Josef Weinheber* (1892–1945) beispielsweise wollte Unruhe und Zweifel durch bewußten Formwillen zwingen, in Oden, Sonetten und Sonettenkränzen. Er schrieb nicht nur eine „Ode an die Buchstaben“ (1934), sondern auch eine „Hymne an die deutsche Sprache“ (1934). Das Gewollte soll bewußt die Unsicherheit übertönen, Selbstzuspruch soll Vertrauen festigen. Wo nationale Sprache zum Höchstwert, zum Gott erhoben und angebetet wird, dort, so suggeriert sich der Gläubige, ist sie sanktioniert, muß unantastbar sein. *Gottfried Benn* (1886–1956) empfand grundlegenden Kulturpessimismus, das Nihil, im frühen wie im späten Gedicht:

„... sie lassen dir nichts in Händen
als der Bilder schweigendes Sein ...
Ein breiter Graben aus Schweigen,
eine hohe Mauer aus Nacht
zieht um die Stuben, die Steigen,
wo du gewohnt, gewacht ...“ (Epilog 1949)¹¹

Benn setzte dem Schweigen das Wort entgegen, wenn auch nur für Augenblicke gültig, die Form, die in geradezu religiösem Akt transzendiert.

„... einmal in Versen beschwören,
einmal im Marmor des Seins,
einmal zu Klängen erkören:
Niemandes -: seins!
Niemandes -: beuge, beuge
dein Haupt in Dorn und Schlehn,
in Blut und Wunden zeuge
die Form, das Auferstehn,
gehüllt in Tücher, als Labe
den Schwamm mit Essig am Rohr,
so tritt aus dem Stein, dem Grabe
Auferstehung hervor“ (Valse triste)¹².

In Vers und Form wären Auferstehung, damit Weiterleben und Dauer möglich. Die Sprache wird Gefäß von etwas Ewigem, wiederum letzter Halt. Sprachkrise zeigt sich darin, daß Sprache überwertet wird, isoliert, letzte Zuflucht. Im Gegensatz aber zu Weinheber, der ebenso Ewigkeit in strenger Form sucht, weiß Benn um Kürze, Vorläufig- und Vergeblichkeit des Wort- und Formaugenblicks, z. B. in dem Gedicht „Ein Wort“. Worte, Sprache als kosmische Blitze sind keine Brücken zwischen Menschen, nicht verlässlich, nicht gewiß. Sie können von sensibelster Bewußtheit nicht erzwungen werden, wogegen in der breiten, nicht-bewußten Masse „das Wort unbedenklich perlt“.

Ein an Benn geschultes und anschließendes, zu Weinheber – jedenfalls zu dessen Bekundungen – gegensätzliches Sprachverständnis hatte *Ingeborg Bachmann* (1926–1973). Auch durch die Schule des Wiener Positivismus stand sie skeptisch der Sprache gegenüber. Nicht nur, daß sie Wittgenstein in ihrer Dissertation (1949) zitierte, sie wies in einem Essay (1953) als eine der ersten auf seine Bedeutung hin und schloß:

„Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen, sagt er am Ende und meint eben diese Wirklichkeit, von der wir uns kein Bild machen können und dürfen. Oder folgerte er auch, daß wir mit unserer Sprache verspielt haben, weil sie kein Wort enthält, auf das es ankommt.“¹³

Das Problem des Schweigens zieht sich leitmotivisch durch ihr Werk als eine Formel des unablässigen Ringens um Sprache. Ein so bekanntes Gedicht wie „Reklame“ setzt sich mit Sprache unterschiedener Ebenen auseinander, indem es sie darstellt, das späte Gedicht „Ihr Worte“ erhebt Sprache zum Thema, und die Autorin scheint so verstrickt, daß sie zwischen Nötigung zum Wort und Ungenügen am Wort endlich verzweifelt und resigniert: „Kein Sterbenswort Ihr Worte!“ Die Sprache wird auch in den Erzählungen thematisch, so in „Alles“, „Das dreißigste Jahr“, „Ein Wildermuth“: der letztere ein Richter, der an der Wahrheitsfindung durch Sprache verzweifelt.

Peter Handke (1942) wurde offenbar zunächst in nicht geringerem Maß von Sprachkrise und -kritik betroffen. Er reflektierte in Essays und Aufsätzen sein Verhältnis zur Sprache, wohl spielerischer als das der Bachmann, er setzte es durchgehend in Literatur um. Wirklichkeit zeigt sich in seinen ersten Romanen wie durch einen Vorhang hindurch. Verwirklicht wird das Sprachproblem als Gegenstand selbst in den Sprechstücken, in „Publikumsbeschimpfung“ und besonders in „Kaspar“. Spracherwerb, Lenkung, Manipulation, Angepaßtwerden an Konvention löst als Handlungsvorgang an Kaspar das grundsätzliche Drama aus, das allgemeine und jeden Menschen betreffende. Die Frage steht dahinter: wieweit Sozialität und Freiheit unter den Bedingungen von Sprache möglich sei.

4. Sprachmaterial als Thema

Im Lauf des Bewußtwerdens der Sprachkrise wurde die Sprache selbst thematisiert, schließlich ihr Material. Reaktion auf die lautstarke, pathetische Propagandasprache, vor allem des Krieges, auf die Karl Kraus auf seine Weise gereizt reagierte, war auch der *Dadaismus* Hugo Balls (1886–1927), Richard Huelsenbecks (geb. 1892), Hans Arps (geb. 1887), intellektueller Künstler und Schriftsteller, die meist Emigranten, 1916 im Cabaret Voltaire in Zürich den Club DADA gründeten. 1920 stieß Kurt Schwitters (1887–1948) dazu, der die Zeitschrift „Merz“ (1923–1927) herausgab. Das Spiel mit der Sprache, mit ihren Klängen, sollte von Sinn und Gesinnung entlasten, nur Spiel mit Formen sein. Die Gruppe blieb in ihrer Zeit eine Randerscheinung.

Die „*Konkrete Poesie*“ – entstanden parallel und unabhängig voneinander in der Bundesrepublik (Mon, Heißenbüttel, Gommringer) und in der Wiener Gruppe (Artmann, Jandl u. a.) – beruft sich, so Jandl, auf die Dadaisten und Wittgensteins Sprachspieltheorie. Sie ging und geht über das Besingen von Lautelementen, Vokalen oder Konsonanten wie bei Baudelaire, Jünger, George oder Weinheber hinaus, indem sie mit Worten, Klängen, Graphemen spielt, wie Eugen Gommringer in „schweigen“, wo die Leerstelle im Zentrum Schweigen ist, während die Worte „schweigen“ das wirkliche Schweigen als Gerede noch umstellen und verstellen, oder Ernst Jandl, indem er durch Vertauschung von l und r in „lichtung“ vereinbarte Bedeutung verdreht und verfremdet.

Die akustischen, optischen und semantischen Experimentalspielereien legitimieren sich vom Dadaismus her. Sie geben immer wieder Sinn vor und erzielen Effekt, weil nicht nur Worte, sondern Laute und Lautgruppen von der Sprachkonvention her mit Sinn und für den Rezipienten und durch ihn mit Bedeutung besetzt sind, weswegen dieser immer wieder Sinn auch aus Sinnlosem zu konstituieren versucht. Sprache ist Zeichen – das wird dabei aufgedeckt –, das auch anders vereinbart sein könnte. Die Gefahr, eine Ideologie der Privatsprache zu befördern, dürfte kaum zu leugnen sein, als Folgen Subjektivierung und Konsensmangel darüber, was Literatur sei, für wen und wie weit diese gelte.

Aber auch die Häufung und Überladung der *Metaphern*, wie wir sie bisweilen bei Celan, Bachmann, Langgässer u. a. finden, scheint eine solche Materialisierung eines anderen Elements, nämlich literarischer Sprache. Dann spielt Dunkelheit ins Sinnlose hinüber wie vorher Bedeutungslosigkeit. In metaphorischer Lyrik wurde Sprache ebenfalls thematisiert, wie Paul Celans „Sprachgitter“ zeigt.

5. Sprachgesellschaft als Thema

Wenn Sprache Gebrauch ist, Konvention einer Gesellschaft, dann ist Sprachkritik immer auch Gesellschaftskritik, müßte, theoretisch, durch Änderung der Sprache Gesellschaft zu ändern sein. Wieweit dies möglich wäre, möge unerörtert bleiben. Das Vertrauen progressiver Schriftsteller auf die Macht der Sprache scheint nicht durchweg hoch. Man zweifelt, ob Sprache nicht doch vorangehenden gesellschaftlichen Änderungen folge.

Sprache der Dichtung galt seit Kants „interesselosem Wohlgefallen“ als Grundprinzip des Ästhetischen für autonom; in der Autonomie, d. h. Geschlossenheit und Abgeschlossenheit einer Gruppensprache erstarrte sie so wie sie konventionalisierte. Dieser Zusammenhang wurde mit der These vom Auslaufen einer Epoche eingangs berührt, später mit der Reaktion auf Konventionalisierung durch Krisenbewußtsein und in der Rückwendung der Literatur zu einfacheren, elementarereren Sprachebenen.

Der Angriff (als Kritik) auf die Sprache als Angriff auf die Gesellschaft wurde besonders von *Oswald Wiener* thematisiert in „die verbesserung von mitteleuropa, roman“ (Reinbek 1969). Er kritisiert auch Kant, Humboldt, Wittgenstein, indem er „politische und soziale organisation“ mit Sprache als „form der wirklichkeit“ gleichsetzt.

„wenn da einer sagt, die bedeutung eines wortes sei sein gebrauch in der sprache, so ist das lieb von ihm und sicherlich auch gut gemeint! wir anderen aber ergänzen schallend: die worte mitsamt ihrem gebrauch sind untrennbar mit politischer und sozialer organisation verbunden, sind diese organisation, sind jenes apriori über dessen existenz die blödmänner die nerven verbraucht haben, sind eigentlich nur dazu da, damit die dümmen leute an die wirklichkeit glauben wie früher ans jenseits . . .“ (CXXIX).

Wieners These: „wen sie nicht aufhängen, dem bringen sie ihre sprache bei“, weist auf die Struktur von Handkes „Kaspar“ zurück, auf den Sprachlernprozeß als entscheidenden Sozialisationsprozeß. Folglich: „ein aufstand gegen die sprache ist ein aufstand gegen die gesellschaft“ (XVII, CXLIV).

Wieners Thesen mögen zutreffen oder nicht: unzweifelhaft sind Gesellschaft und Sprache, Gesellschaft als Sprache „conditiones humanae“, darum unvermeidlich und unverzichtbar. An diesem Punkt verzichten wir, uns mit Wieners Pauschalierungen im Kreis zu drehen.

Sprachkrise: Zeichen einer literarischen Epoche

Die Auslösung der Sprachkrise führte offenbar gerade zur Krise der Gesellschaft, die diese Sprachkrise auslöste, indem sie sie empfand und artikulierte. Ihr Einsetzen und Enden, weil in allgemeineres Bewußtsein übergegangen, könnte eine literarische Epoche markieren. Gegen eine derartige Verallgemeinerung spricht jedoch vieles.

Die Sprachkrise war doch wohl wesentlich eine Krise sensibelster einzelner, besonders von Lyrikern, in den Oberschichten, zumal Alt-Österreichs, der Intellektuellen und deren Sprache, eine Krise, die den Fall gesellschaftlicher Strukturen signalisierte. Wo Sprache, auch Hochsprache, auf elementarere Schichten zurückging, sich dort regenerierte, darf Sprachkrise nur von dem Gegenreagieren her bezeichnet werden. Auch die folgenden Spiele mit Sprache, bis zum Absurden, sind Spiele Intellektueller und dürften zur Erfindung immer neuer Spiele führen, schließlich zum Überdruß, wenn Sprach-Spielen selbst Konvention geworden und Sprache, in alle Materialteile hinein, ausgebeutet und ausgebeutelt sein wird. Daß Sprache mitteilt, jemandem etwas sagt, wird unverzichtbar bleiben. Dabei ist sie unzweifelhaft eine Erscheinung, deren bewußt gestaltete Form Wirkungen steigert. Insofern hat sie Eigenwert. Wirkungsgeschichtlich und rezeptionsästhetisch gesehen kann Sprache, auch als Literatur oder „Dichtung“, nicht autonom sein. Für autonom gehaltene und als autonom behandelte Sprache scheint die Krise (als eine solche ihrer Träger) konsequent, ja unvermeidlich. Züge der Literatur des 20. Jahrhunderts erführen durch eine so verstandene Hypothese der Sprachkrise plausiblere Erklärungen.

ANMERKUNGEN

¹ In: *Die Fackel*, Jg. 22, Nr. 551 (1920) 18.

² H. v. Hofmannsthal – L. v. Andrian, Briefwechsel, hrsg. v. W. F. Perl (Frankfurt 1968) 198.

³ Wittgenstein *Tractatus* 4.0031.

⁴ Wittgenstein *Schriften* I, 9.

⁵ Ebd. 293.

⁶ Ebd. 311.

⁷ Vgl. P. Engelmann, Wittgenstein. Briefe und Begegnungen (München 1970).

⁸ V. Kraft, *Der Wiener Kreis* (1950).

⁹ Vgl. A. Doppler, Das Konversationsstück bei Arthur Schnitzler und Hugo von Hofmannsthal, in: *Sprachthematik in der österreichischen Literatur des 20. Jh.* (Wien 1974) 69–82.

¹⁰ Vgl. R. Mülher, *Komödie und Sprache. Ihre Beziehungen bei Hugo von Hofmannsthal*, ebd. 57–68.

¹¹ G. Benn (1949–1955) *Ges. Werke* I (Wiesbaden 1960) 343.

¹² (1922–1936), ebd. 73.

¹³ I. Bachmann, *Gedichte. Erzählungen. Hörspiele. Essays*, 287.